

# Zu graphischen Reflexen der mhd. Lautentwicklung in der Pommersfelder Handschrift der Marienlegende von Heinrich Clûzenêre<sup>1</sup>

Jaromír ZEMAN

## 1. Zur Handschrift<sup>2</sup>

Der Text der Marienlegende des Heinrich Clûzenêre ist nur in einem einzigen Exemplar überliefert: als Teil einer Papierhandschrift des 14. Jahrhunderts, die als Cod. 54 (alte Signatur cod. 2798) in der Schlossbibliothek der Gemeinnützigen Stiftung Schloss Weissenstein (= Graf von Schönbornsche Schlossbibliothek) in Pommersfelden aufbewahrt wird. Ihre eingehende Beschreibung findet sich bereits in der Einleitung zu der Textausgabe von Karl Bartsch (vgl. Bartsch 1860:V-VIII). Nach seiner Meinung stammt die Handschrift aus Thüringen. Der Anfang und der Schluss des Codex, in dem die Marienlegende die Blätter 54r-76v einnimmt, fehlen.

Bartschs Ausgabe ist, wie bereits Eduard Schröder meinte (vgl. Schröder 1930:152 ff.), für literaturwissenschaftliche Untersuchungen durchaus brauchbar, er selbst hat nur einige wenige Korrekturen der handschriftlichen Überlieferung vorgeschlagen, für die sprachliche Analyse muss man jedoch, wie wir unten vielfach zeigen werden, auf die Handschrift zurückgreifen.

### Die in der Legende genannten Personen: der Dichter, sein „Gewährsmann“ und sein Auftraggeber sowie ein missgünstiger Dichterkollege und der Schreiber

Der Dichter Heinrich Clûzenêre [= nhd. Klausner] ist uns nur dem Namen nach bekannt: Er nennt sich selbst in Vers 45 seiner Legende. Aus den folgenden Versen erfahren wir, dass dieses Werk nicht sein erstes und daher auch nicht sein einziges war:

*HEynrich cluzenere*

*Der wil vnß abir eyn mere*

*Durch 3curc3ewile [= kurzewile] machen*

(Das mhd. Adverb *aber* bedeutet *abermals, wieder, hinwiederum*.)

Ein solcher Autor ist, wie Hans-Joachim Behr zu Recht bemerkt, ständig der Gefahr ausgesetzt, „zum Spielball geistreicher Spekulationen zu werden“ (vgl. Behr 1989:207). So war nach Eduard Schröder Heinrich „offenbar cleriker, aber weder angehöriger eines klostere oder stifte noch weltpriester, gehörte also wahrscheinlich zu einer kanzlei, und zwar der königlich böhmischen“ (vgl. Schröder 1930:152). Nach Helmut de Boor war er „offenbar ein frommer Laie“ (vgl. de Boor 1973:547). Die

<sup>1</sup> Der Artikel wurde im Rahmen des Forschungsvorhabens MSM 0021622435 im Centre for Interdisciplinary Research of Ancient Languages and Older Stages of Modern Languages verfasst.

<sup>2</sup> Die einleitenden Abschnitte dieses Beitrags beruhen auf unserem Artikel: Zeman (2002).

Beziehungen zu Görlitz und auch seine Sprache zeugen dafür – wie Gustav Ehrismann meint – dass er „wahrscheinlich Schlesier“ (vgl. Ehrismann 1935:408) war.

Auch die zweite im Gedicht namentlich erwähnte Person, Bruder Pilgerim, Guardian im Görlitzer Franziskanerkloster (V. 54 f.), ist historisch nicht nachweisbar. Jedenfalls war es Eduard Schröder nicht gelungen, dem Dichter und seinem Gewährsmann in den Görlitzer Urkunden „auf die spur zu kommen“ (vgl. Schröder 1930:152). Karl Bartsch äußert die Vermutung, er sei „kein anderer als der dichter des passionals“ (vgl. Bartsch 1860:XIII). Anscheinend aber handelt es sich um eine literarische Fiktion.

Die dritte historische Persönlichkeit, Heinrichs Auftraggeber, der „junge König aus Böhmerland“ (V. 1355), wird überhaupt nicht mit Namen genannt.<sup>3</sup> Karl Bartsch denkt an Ottokar II., die weitere Forschung sieht in diesem jungen König übereinstimmend Wenzel II. von Böhmen (vgl. Schröder 1930:152).

Schließlich ergreift Heinrich die Gelegenheit und rügt einen namentlich nicht genannten Sängerkollegen, mit dem er „eine Rechnung von früher“ zu begleichen sucht, indem er ihm vorwirft, dieser habe es gewagt, in anmaßender und unpassender Weise die Gottesmutter zu loben, als wäre sie eine irdische Frau. Die Forschung<sup>4</sup> hat in diesem *meisterlîn* Meister Heinrich von Meißen, den Frauenlob (wie er sich selbst nannte), gesehen und vor allem an seinen *Marienleich* gedacht.

Im letzten Vers nennt dann auch der Schreiber seinen Namen: <Mich sreib der gute hanneman AMeN> V. 1365.

## 2. Inhalt und Intention des Textes

Die Legende erzählt von einem Schüler, der armer Leute Kind und obendrein eine Halbwaise<sup>5</sup> ist, sich aber in ungewohntem Maße durch Fleiß und Frömmigkeit auszeichnet. Er liebt es vor allem, zu Ehren der Muttergottes häufig das Ave Maria zu beten und viermal im Jahr, anlässlich der Marienfeste, bei Brot und Wasser zu fasten. Die eigentliche Geschichte beginnt kurze Zeit vor dem marianischen Hauptfest Mariä Himmelfahrt (15. August), dessen Name hier allerdings als „Wurzweihe“<sup>6</sup> umschrieben wird. Der Schüler kann nicht zusammen mit den anderen beim feierlichen Gottesdienst im Chor zu Ehren der Gottesmutter mitsingen, weil er keine Schuhe hat und barfuß in den Chor nicht eingelassen wird. Vergeblich bittet er die Gottesmutter um ein Paar Schuhe. Er versucht, sich ohne Schuhe in den Chor einzuschleichen, wird aber von einem Mitschüler verraten und von dem Schulmeister hinausgeworfen. In seiner Verzweiflung

---

<sup>3</sup> V. 1351-1357:

*Noch wil ich beten herre  
Mit gutē willen fere  
Daz Du beſcermiß mit der hant  
Den iūgē kunc vʒ bemirlant  
An aller ſchedelicher ſtat  
Der mich diſmere machen bat*

<sup>4</sup> Vgl. Bartsch (1860:XI); Stackmann (1980:Sp. 865 ff. und Sp. 867); Schröder (1930:153); Behr (1989:212 und 237).

<sup>5</sup> V. 71: *Der waz eyn wiſe vater halp*

<sup>6</sup> V. 140-141:

*Daz dy hochzeit waz betait  
Alfo man dy wurcze wyhen ſal*

„rächt“ er sich an der Gottesmutter, die nicht bereit gewesen war, ihm ein Paar „schnöde“ Schuhe zu schenken, indem er sie mit seinem Gebet, vielen hundert Ave Maria, förmlich einkleidet. Sie erscheint ihm und stellt ihn als Dank für seine großmütige Einkleidung vor folgende Wahl: Er kann entweder dreißig Jahre lang in seinem Lande als Bischof wirken oder bald sterben und gleich in den Himmel kommen. Anfänglich verhält sich der Junge trotzig und abweisend. Er wirft der Gottesmutter vor, dass sie viel verspricht und wenig gibt, denn sie war ja nicht einmal bereit gewesen, ihm Schuhe zu schenken. Er verlangt von ihr ein Zeichen (*Eyn vrkunde gib mir widir* V. 783), mit dem er seine Glaubwürdigkeit vor den Menschen beweisen kann. Sie vertraut ihm etwas an, was auch in der heiligen Schrift nicht zu finden ist, dass sie nämlich nach ihrem Tod „mit Seele und Leib“ (*Mit fele vn̄ mit liebe* V. 854) in den Himmel aufgenommen wurde. Diese Botschaft der Gottesmutter, die sie durch das unschuldige Kind der Welt offenbart, ist das zentrale Anliegen des Textes, das dem Dichter am Herzen liegt. Der Junge stößt bei seinem misstrauischen Schulmeister zunächst auf Unverständnis, und es wird ihm eine strenge körperliche Züchtigung zuteil. Schließlich aber überzeugt er mittels seiner „Urkunde“ die ungläubige Umgebung. Er stirbt und seine Seele wird von der Gottesmutter in den Himmel getragen.

Im Text finden sich außerdem zahlreiche Ansichten und Überlegungen des Dichters zu gesellschaftlichen und sozialen Problemen seiner Zeit (Armut, Erziehung usw.), die durchaus interessant sind und vieles über die damalige Zeit verraten.

### 3. Das Manuskript und die Textausgabe von Karl Bartsch

Die Textausgabe von Karl Bartsch ist, wie bereits oben festgestellt, für eine sprachliche Analyse völlig ungeeignet. Obwohl der Herausgeber die Grundsätze seines Herangehens an den Text nirgends erläutert, sind sie dem Vergleich des Manuskripts mit der Textausgabe mit einiger Sicherheit zu entnehmen. Es ging ihm in erster Linie wohl um eine vollkommene Wiederherstellung des Textes an solchen Stellen, wo dieser seiner Meinung nach durch das Abschreiben verdorben wurde; z. B. korrigiert er das handschriftliche <3curczewile> in V. 47 zu /kurzewile/. Dieses Vorgehen ist ohne weiteres nachvollziehbar, zumal er auf der betreffenden Seite unten die ursprüngliche Schreibung in der Regel vermerkt, wobei er allerdings – und dies ist wiederum zu bemängeln – nicht immer konsequent verfährt, so dass man sich auf seine Textausgabe letztlich doch nicht verlassen kann. Weniger motiviert und berechtigt hingegen erscheint uns die konsequente Einführung solcher lautlicher Merkmale des klassischen Mittelhochdeutschen, von denen sich in der Handschrift die geringsten Spuren nicht finden lassen, wie z. B. anlautendes /sw-/ in den konzessiven Einleitewörtern: mhd. *swer*, *swâ*, *swie* ..., die im Manuskript nur mit <w> stehen, also z. B. /Swē/ für handschriftliches <W ' > [= Wer] (<W' sich mit kunft also begat> V. 17), /Swâ/ für handschriftliches <Wo> (<Wo fy w'din noch gehort> V. 8), /Swî/ für <Wy> (<Wy ich nicht eyn meyster fy> V.9). Dabei kann man bereits an diesen Wörtern sehen, wie inkonsequent und im Grunde widersprüchlich sein Vorgehen ist, denn er beseitigt zwar die mitteldeutsche Verdampfung *â* > *ô*, indem er <Wo> durch /Swâ/ ersetzt, die mitteldeutsche Monophthongierung, also /Swî/ statt mhd. *swie*, die sich freilich auch im Neuhochdeutschen durchgesetzt hat, wird aber von ihm „respektiert“, wahrscheinlich wohl einerseits deshalb, weil sie als ein charakteristisches Kennzeichen des gesamten Md. gilt, andererseits zwingen ihn sicherlich auch rhythmische Gründe dazu, und schließlich weist die Handschrift beim mhd. Diphthong *ie* neben häufigerem <i, y> z. T.

auch die traditionellen Schreibungen <ie, ye> auf, bei denen das <e> sicherlich in den meisten Fällen, außer denen, wo der Diphthong vielleicht aus rhythmischen Gründen im Gedicht noch artikuliert wurde, schon als Längezeichen aufzufassen ist. Ähnlich verfährt er auch bei den mhd. Adverbien *dâr*, *dâ* und *dô* sowie bei *nâch* und *noch*, die in der Handschrift gelegentlich vertauscht werden und die er sinngemäß berichtigt, z. B. /Dâ/ statt <Do> in V. 44 bzw. /Nâch/ statt <Noch> in den Versen 159 und 164. Die Verdampfung â > ô, bzw. (weniger häufig) a > o wird von Karl Bartsch mitunter auch in anderen Wörtern beseitigt, so ersetzt er in Vers 387 <gobe> durch /gâbel/, in V. 415 <gelo3> durch /gelâze/ oder in V. 1255 <3orten> durch /zarten/ usw. Was jedoch den Lautstand der Handschrift am meisten verändert, ist die konsequente Wiederherstellung der mhd. Verhältnisse in Bezug auf die Spiranten *s* und *3*(*z*) (= germ. *s* und *t*). Dies hat in der Handschrift keinerlei Stütze. Vielmehr bezeugt die Verteilung der Schriftzeichen im Manuskript und ihre gelegentliche Vertauschung in gleichen Wörtern den völligen phonetischen Zusammenfall beider Laute. Im Auslaut ist der Buchstabe *3* (das so genannte „geschwänzte“ *z*) das häufigste Zeichen für beide mhd. Laute, also z. B. in V. 87: <Waz gut vñ erlich waz getan >, in dem <waz> sowohl als Pronomen (germ. *t*) wie auch als 3. P. Sg. Prät. Ind. von *wësen*, Suppletivform zu *sîn* (germ. *s*), mit <3> geschrieben wird. Anlautend steht <3> für mhd. *s* nur einmal in Vers 1122 <Der selbin 3ozzen lere> – wahrscheinlich als Schreibfehler, weil der Schreiber das Wort der Vorlage nicht erkannt hat – denn sonst wird es nur mit <u> (für mhd. *üe*) geschrieben, wie z. B. in V. 682 <Sprach dy fuze reyne>. Gelegentlich findet sich schon das so genannte Schluss-*s* im Auslaut, so z. B. nach dem dreimaligem <mu3> in den Versen 346, 348 und 351 auch einmal <muß> in V. 356. (Es ist eine Ligatur aus *t* und „geschwänzt“ *3* und erinnert ein wenig an den griechischen Buchstaben  $\beta$ .) Anlautend entspricht dem *s* (= nur germ. *s*) in der Schrift der Buchstabe „langes“ *s* (<f>). Im Inlaut stehen beide Zeichen *f* und *3*, einfach und verdoppelt, sowohl für mhd. *s* wie für mhd. *3*, also für beide Spiranten, wobei sie mitunter auch vertauscht werden. Z. B. <Ich wil imër wefin vro> in V. 1107 (mhd. *wësen*); <Al3 ab fy groze meyster fin> in V. 13 (mhd. *grôz*), aber auch <Daz ich den grofen vngedult> in V. 1101; <Waz hat ir mir gewiffen nu> in V. 339 (mhd. *gewizzen*) oder <Dy messe hute vormyden mu3> in V. 341 (mhd. *mësse*). Als Variante findet sich neben <ff> für mhd. <33> gelegentlich auch die Ligatur <f3>, eine Verbindung von langem <f> und „geschwänzt“ <3>, die das heutige „scharfe“  $\beta$  ergeben hat. Z. B. die Verse 490 f.: <Min leyd' gar vor geffen hat / Doch wil ich nicht vor gef3in din>. Im Auslaut steht das „lange“ *f* äußerst selten, z. B. in V. 650 <gar vngewif> (mhd. *ungewis*) und einmal auch in V. 1357 <Der mich dif mere machen bat> (mhd. *diz* mit Affrikata oder *di3*).<sup>7</sup> (Hier findet sich übrigens bereits in der Überschrift auch ein unverschobenes <t>: <Dit mer ift von eyne schuler>, desgleichen auch in V. 146 <An dem tage wart dit lebîn>.) Aus den angeführten Belegen ist ersichtlich, dass der Schreiber gewissen „orthographischen“ Gepflogenheiten folgt, die jedoch keinesfalls phonetisch begründet sind, d. h. sie stehen nicht für verschiedene Laute, sondern zeigen vielmehr ihren Zusammenfall und sind nur noch zum Teil etymologisch motiviert.

Die Affrikata mhd. *z* (< germ. *t*; ein weiteres Produkt der zweiten Lautverschiebung) erscheint in der Handschrift in aller Regel anlautend als <3c>, inlautend und auslautend als <c3>. Karl Bartsch ersetzt beides durch einfaches /z/. Z. B. <Nu han ich vch wol 3cwene tage> in V. 644, <Alle3 daz din herc3e gert> in V. 636, <Vñ dy rede ganc3 vor nam> in V. 1086. Einfaches <c> erscheint in <vircien> (= mhd.

<sup>7</sup> Vgl. Paul/Wiehl/Grosse (1989 § 219, Anm. 2:228).

verziehen) in V. 765 f. <So wil ich mich vircien nu / Diner mildeclichen tat> sowie in <hercelichir> in V. 753 <In fo hercelichir gir>.

Der mhd. stimmlose Zischlaut *sch*, (entstanden aus der Phonemverbindung *sk*) wird in der Handschrift zumeist auch als <sch> wiedergegeben, z. B. in V. 32 <By den dingen w't vnß schin>, in V. 132 <Da fy mit der heyligen schar>, in V. 137 <DOOr nach vnlange daz geschach>, in V. 237 <Daz do ftüt ane schu> usw. Die ältere Schreibung <sc><sup>8</sup> findet sich vor allem noch in einigen Wörtern (meist aber nicht ausschließlich) lateinischer Herkunft, wie z. B. in V. 262 <Alz vnß dy scrift hat vz geleit>, in V. 588 <Wol gescriben vn̄ gefnieten>, in V. 1365 <Mich sreib der gute hanneman>. Neben der normalen Form <schuler> in den Versen 68, 78, 95 usw., steht in Vers 639 auch <der sculere>, neben <scharf> in V. 37 auch <Durch dy scarfe crone> in V. 1296 und <Do man dy scarfe nayle slug> in V. 1311. Die Verbindung <sc> findet sich gelegentlich auch in einigen anderen Wörtern, wie z. B. <Mit eyne großin scalle> in V. 1111, <Daz dy rede do gefcach> in V. 581. Hier ersetzt Karl Bartsch <sc> durch /sch/, in V. 1354 belässt er – wie in einigen oben erwähnten Fällen – die Schreibung /sc/: <Daz du bescermiß mit der hant>. In den mhd. Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, *sw* bleibt <f> in der Handschrift noch überall erhalten, z. B. <fleger> in V. 595, <floger> in V. 628, <In muze slan deß todiß flac> in V. 150, <Vn̄ edeleß gefmackiß> in V. 1226, <Vn̄ dē bitterlichem fnete> in V. 41, <zcwene fnode schu> in V. 673, <Eyn wenig han ich vor fwegin E> in V. 588. Das mhd. Wort *kiuscheheit*, *kiuscheit* steht in der Handschrift in V. 847 als <An aller kuzheit vn vor zcait>, was Karl Bartsch durch /kuschheit/ ersetzt. Auch das mhd. Wort *bischtuom*, *bistuom* (<bischoftuom) hat in unserem Manuskript Formen mit <f> und <sch>: <Da lac eyn bistum inne> in V. 75, <Dez bischtumeß woldeß gern> in V. 758, <Ich wil daz bichū [sic!] lasin> in V. 821. Die Ausgabe hat hier lediglich /s/, also /bistumes/ bzw. /bistum/.

Eine weitere lautliche sowie graphische Besonderheit des Mhd., die in der Handschrift zwar noch in Resten vorkommt, die jedoch Karl Bartsch vollständig restituiert, ist die mhd. Auslautverhärtung. Sie betrifft bekanntlich die Konsonanten *b*, *d*, *g*, die im absoluten und gedeckten Auslaut als *p*, *t*, *c* [= *k*] erscheinen, wie etwa in V. 72 <Eynfeldic alz eyn kalp>, <Der armir lute kint> in V. 69 oder <lifliclichin> in V. 27. Wahrscheinlich war sie in der Vorlage unserer Handschrift stärker vertreten, denn die grammatisch völlig falsche Form <phlig> in V. 102<sup>9</sup> ist nicht anders erklärbar, als dass „der gute hanneman“, der Schreiber, die kontrahierte Form <phlit> (<phligit) wegen Ähnlichkeit des <t> mit <c> irrtümlich als <phlic> las und entsprechend zu <phlig> abänderte. Das mhd. *p* im Auslaut wird in der Handschrift meist durch *b*, das *c* durch *g* ersetzt. Lediglich <t> für *d* entspricht hier noch dem klassischen mhd. Usus, z. B. <Daz her ym den gotiß licham gab / Der ist eyn rechte leyte stab> in den Versen 1173 f., <Vf dez hymelricheß weg / den erret brucke noch steg / Wafzir noch noch engir stig / Vn̄ der argen tufelß crig> in den Versen 1175 ff., dagegen jedoch <Dar zcu silbir vn̄ golt / Ich bin dir herczelichin holt> in den Versen 684 f.

Über den Vokalismus des Textes kann an dieser Stelle zunächst ganz allgemein gesagt werden, dass er deutlich mitteldeutschen Charakter trägt.<sup>10</sup> Dies zeigt sich bereits beim oberflächlichen Betrachten daran, dass in den Nebensilben häufig der Vokal *i* statt *e* vorkommt – graphisch erscheint er als <i> oder <y>, z. B. <andirß> in V. 557 oder <allen mynyn fin> in V. 572 – wobei es sich wahrscheinlich nur um unterschiedliche

<sup>8</sup> Vgl. Paul/Wiehl/Grosse (1989 § 155:164 f.); außerdem: Schmidt (2007:101).

<sup>9</sup> Die Verse 101-102 lauten: <Der selbe iüge schuler phlag / Dez man noch vil gerne phlig>.

<sup>10</sup> Vgl. dazu bereits Pfeiffer (1862:229 f.).

Wiedergabe des gleichen Lautes handelt, vgl. z. B. <Der schuler waz alleyne / Den noch in dem thume blebín / Alle3 fín truren waz vor treben> in den Versen 890 ff., was an dem Reim *blebín* : *vor treben* wohl erkennbar ist.<sup>11</sup> Übrigens ist die Senkung *i* > *e* in der Wurzelsilbe auch ein Kennzeichen des Mittelhochdeutschen (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 65:94 ff.).

Die Vorsilbe *er-* erscheint als *ir-* oder *dir-*, z. B. in den Versen 729 f. <So foltu hie irsterbín / Vn̄ da mete ir werbín>, in V. 39 <Do mac eyn man dir worgen> (hier kommt außerdem die gleichfalls md. Senkung *u* / *ü* > *o* / *ö* in <dir worgen> vor), in V. 50 <Daz der werlde hy dir scheyn> (= nhd. *erschien*), in V. 1044 <So wil fy mir dir werbín>.

Auch das Personalpronomen <he> bzw. <her> (= *er*), z. B. in V. 24 und in den Versen 31, 40 usw., das im Text nur in diesen Formen zu finden ist, stellt ein typisch mittelhochdeutsches Charakteristikum dar (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 214, Anm. 1:223).

Die Länge der Vokale wird im Allgemeinen noch nicht bezeichnet. Nur zweimal erscheint <y>, das wohl als Längezeichen aufzufassen ist (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 156:165 f.): in V. 602 <gefeyn> (= *gesên*) und in V. 667 <geyn> (= *gên*), vgl.: <Daz ny noch nymer mer w't geseyn / So schone noch so reyner magit>, <Ich geyn nu me wol bar uu3>. Doch stehen die beiden Belege vereinzelt da. Als Längezeichen etabliert sich bekanntlich – allerdings nur allmählich, erst nach der Monophthongierung des mhd. Diphthongs *ie* zu langem *i* – das <e>. In unserem Text findet sich – wie bereits oben erwähnt – neben häufigerem <i, y> für den neuen Monophthong auch noch die traditionelle Schreibung <ie, ye>, und zwar mitunter auch für mhd. *î*. So etwa in V. 165 <Mit fele vn̄ myt liebe>, dagegen in V. 1030 <Mit fele vn̄ mit libe>, beide Male für mhd. *lîp* (= nhd. *Leib*, also: *Mit Seele und mit Leib*). Ähnliches Schwanken ist auch für mhd. *liep* (= nhd. *lieb*) zu verzeichnen, z. B. in V. 159 <Noch ir liben kindeß lone> oder in V. 1029 <Nach ireß liben kindeß lone>, dagegen jedoch in V. 436 <Siner lieben vrouwen>. In V. 228 <Alfo liybe waz yme dar zcu> versucht der Schreiber anscheinend die Länge des <i> in <liybe> mit <y> zu bezeichnen, doch auch dies kommt nur ein einziges Mal vor. Vielfach finden sich die Schreibungen mit <i, y> und <ie, ye> in denselben Wörtern, wobei die mit <i, y> etwas häufiger sind und beide auch zuweilen im Reim stehen, wie z. B. in den Versen 711 f. <Daz eyne saltu kîfen / Du in salt dez nicht vor liefen><sup>12</sup> (für mhd. *kiesen*, *verliesen*) oder in den Versen 351 f. <daz mu3 ich hy vor mîden / Vnde kummer lîeden> (für mhd. *vermîden*, *lîden*).<sup>13</sup> Diesen beiden Belegstellen ist u. E. zu entnehmen, dass der mhd. Diphthong *ie* bereits zu langem *i* monophthongiert war und die tradierte Schreibung zunächst nur als fakultative graphische Variante zur eventuellen Bezeichnung der Vokallänge zur Verfügung stand, denn es wird auf diese Bezeichnung – wie die Belege zeigen – noch vielfach verzichtet, z. B. in V. 345 <An mîner vrouwen dînste da> (mhd. *dienest*), in V. 470 <Al3 eyn luter spîgel gla3> (mhd. *spiegel*), in den Versen 723 f. <Kumt i3 vmmer an dy zcît / Daz die kur vf dir liet> (mhd. *zît*, *lît* [*liget*, Kontraktion]). In V. 772 <Dinen criec vn̄ dinē zcorn> entspricht dem mhd. Diphthong die Schreibung <ie>, in V. 1178 <Vn̄ der argen tufel3 crig> dagegen <i> (mhd. *kriec*). Auch im Präteritum der ehemals reduplizierenden Verben steht <i>, z. B. in den Versen 608 f.: <Dy von dem alt' [= *alter*] keyn ym gîng / Eyn licht di cluft al vm̄ e vîng>.

Ob das Schriftzeichen <e> im folgenden Beleg die Länge des Vokals oder den Umlaut des langen mhd. *ô* bezeichnet, lässt sich kaum sagen, denn es ist die einzige

<sup>11</sup> K. Bartsch verbessert zu *blebin* : *vortrebin*.

<sup>12</sup> In solchen Fällen korrigiert Karl Bartsch den Text, indem er – wohl des Reims wegen – <*kîfen*> durch /*kiesen*/ ersetzt.

<sup>13</sup> Hier ersetzt Karl Bartsch logischerweise <*lîeden*> durch /*lîden*/.

Stelle im Text, wo die Verbindung <oe> überhaupt und dazu noch im Reim vorkommt, nämlich in den Versen 740 f. <Hie mag man wudír [sic!] hoerín / Wolt ír mich abír thoerín> (mhd. *hæren* : *tæren*).<sup>14</sup> Sonst bleibt der Umlaut – wie in mhd. Handschriften im Allgemeinen üblich – unbezeichnet.

Im Unterschied zum mhd. Diphthong *ie* findet sich nach *uo* und *üe*, den beiden anderen mhd. Diphthongen dieser Reihe, in unserem Manuskript keine Spur mehr, sie werden beide – wohl sicherlich als Monophthonge – mit dem Buchstaben <u> wiedergegeben. Da dieses Zeichen außerdem für mhd. *u*, *û*, *ü*, *û* (< der *û*-Umlaut, der ahd. Diphthong *iu* sowie sein Umlaut *iü*) (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 77:104f) steht und auch den mhd. Konsonanten *f*, *v* (vor allem im Inlaut) (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 131 f.:151 f.) bezeichnet, wie etwa in V. 48 <Vō heuelichen fachen> (mhd. *hovelich*), in V. 1359 <W' [= Wer] diz mere strauen wil.> (mhd. *strâfen*), in V. 226 <Mit alle den geuerten fîn> (mhd. *geverte*) usw., lässt sich seine Aussprache für unseren Text nicht ohne weiteres genau feststellen. Es ist aber – wie bereits Jacob Grimm in seinem kurzen Artikel „Über den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus“ wohl richtig annahm – zumindest teilweise mit sowohl qualitativ als auch quantitativ verschiedenen Vokalen zu rechnen (vgl. Grimm 1851: 544-549). Dem mhd. Diphthong *uo* entspricht ein <u> in den Versen 416 f. <Ich wil dich cleyden ab ich muz / von der fcheyteln vf den vuz> (mhd. *muoz*, *vuoz*), in V. 237 <Daz do ftüt ane schu> (mhd. *stuont*, *schuoch*), in V. 683 <Wilt tu gut gesteyne> (mhd. *guot*); das mhd. *üe* wird durch <u> wiedergegeben in den Versen 3 f. <Wol vugen vnde keren / Der muze mîch noch leren> (mhd. *vüegen*, *müeze*), in V. 297 <Daz man dîner vuze bloz / Talang wirt geware> (mhd. *vüeze*).<sup>15</sup> Für das mhd. *iu* [= *ü*] steht <u>, z. B. in den Versen 26 <Der guzet vf dy ftige hîn> (mhd. *giuzet*) oder in V. 36 <Wer daz honig butet dar> (mhd. *biutet*), in V. 412 <Daz ich dir hute gebîn wil> (mhd. *hiute*), in den Versen 1034 f. <Daz hiz fi mîch den lutē / Ebene gar beduten> (mhd. *liuten*, *bediuten*). Das mhd. Verb *kiesen* ist in unserem Text fünfmal in der 2. P. Sg. Imperativ (mhd. *kius* !) belegt. Davon viermal mit <u> und einmal mit <ui> (bzw. <iu>?). Ob diese Schreibung nur die Länge des Vokals bezeichnet, wie Karl Bartsch mit seiner Transkription /kûs/ wohl annimmt, oder auch eine besondere Qualität anzeigt, kann schwerlich entschieden werden;<sup>16</sup> vgl. in V. 716 <Frun̄t nu kuß daz eyne>, in V. 732 <Frun̄t nu kuß daz bezzer teil>, in V. 734 <Frun̄t nu kuß nach dîner ger>, in V. 737 <Nu kuß waz daz beste fî>, dagegen in V. 797 <Nu kuîß waz du gebuteß>. Auch in der nur einmal belegten 2. P. Sg. Imperativ *ziuch*! des mhd. Verbs *ziehen* in V. 934 <Knappe zcuch dy cleyder v̄z> steht nur <u>.

Aus der anderen mhd. Diphthongreihe *ei*, *ou* und *öu*, sind die beiden letzten Diphthonge relativ unproblematisch. Mhd. *ou* ist stets erhalten, z. B. in den Versen 229 f. <Daz her fýner vrouwen / Bilde muste fchouwen> (mhd. *vrouwen* : *schouwen*), in V. 802 <Dez du salt geloubîn mîr> (mhd. *gelouben*), in V. 619 <Vn̄ ouch by den fynnen blibe> (mhd. *ouch*). Der Umlaut dieses Diphthongs, mhd. *öu*, bleibt meist unbezeichnet, z. B. in V. 922 <Im tet fîn vroude verre baz> (mhd. *vröude*), in V. 899. <Vn̄ vroute fîch vil fere>, dagegen in V. 928 <Her vreute fîch der schule anwant> (mhd. *vröuwen*). Einmal findet sich in V. 217 ein <u> statt <ou> (mhd. *öu*), was wohl nur auf die Unachtsamkeit des Schreibers zurückzuführen ist: <Daz fî fîner vruden fpil>. Der mhd. Diphthong *ei*

<sup>14</sup> Karl Bartsch entscheidet sich wohl für den Umlaut, denn er verwendet hier die Ligatur /æ/: /Hie mac man wundir hærin. / 'Wolt ír mich abir tærin./.

<sup>15</sup> Karl Bartsch setzt für mhd. *uo*, *üe* und *iu* in seiner Ausgabe ein *û*.

<sup>16</sup> Vgl. Paul/Wiehl/Grosse (1989 § 77:105). Demnach erscheint /iu/ seit dem 10. Jh. in einigen md. Mundarten als Monophthong /û/ <û, u, ui>.

(mhd. *ei*<sup>1</sup>, germ. *ai*) (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 78:105 f.) wird in unserem Text durch <ei, ey> wiedergegeben, z. B. in den Versen 288 f. <Dy worē yme noch vnberēit / Daʒ waz deme kinde harte leit> (mhd. *unbereit* : *leit*), in V. 129 <Dye gotiʒ kindir geheyzin fin> (mhd. *geheizen*), in V. 318 <Den noch leydir gar vn vorlorn> (mhd. *leider*), in V. 239 <Vn<sup>-</sup> treyb iz vʒ dem kore> (mhd. *treip*, 3. P. Sg. Prät. von *triben*). Zweimal findet sich ein <i> anstelle des mhd. Diphthongs *ei*, was wohl (wie bei mhd. *ou*) nur als ein Versehen des Schreibers zu erklären ist: in V. 71 <Der waz eyn wifē vater halp> (mhd. *weise*) und in V. 287 <In berite ʒcweyr schu> (mhd. *bereite*, 3. P. Sg. Präs. Opt. von *bereiten*). Der Diphthong *ei*<sup>2</sup>, der im Mhd. durch Kontraktion aus *-ege-* und *-age-* entstanden ist, wird in unserem Text durch <ei, ey> für ursprüngliches *-ege-* und <ai, ay> für *-age-* wiedergegeben, was als Folge der Vokalisierung des /g/ betrachtet wird (vgl. Paul/Wiehl/Grosse 1989 § 108, Anm. 2:138). Diese Unterscheidung wird vom Schreiber konsequent durchgehalten, so dass auch mit einer unterschiedlichen Aussprache zu rechnen ist. Deshalb sehen wir in der „normalisierten“ Schreibung /ei/ für <ai, ay> in der Textausgabe von Karl Bartsch einen wenig glücklichen Eingriff in den Originaltext, zumal diese Änderung nicht – wie in anderen Fällen – das Verständnis des Textes für den Leser erleichtert – was ja der eigentliche Sinn und Zweck einer normalisierten Ausgabe ist – sondern eher noch erschwert. Wir bringen zunächst einige Belege für <ei, ey> aus kontrahiertem *-ege-*, z. B. in den Versen 22 ff. <Der leyt dy selben stricke / Dy der wildenere leit / So he ʒcu der gruben treit / Daʒ fuʒe honig durch gewin> (<mhd. *leget*, *treget*), in V. 262 <Alʒ vnʒ dy scrift hat vʒ geleit> (<mhd. *ūʒgeleget*). Dieses *ei*<sup>2</sup> reimt sich mit *ei*<sup>1</sup>, wie z. B. in den Versen 526 f. <Daʒ her mit groʒer werdekeit / An femeliche vrouwen leit>. Auch die Präposition *gegen* zeigt in unserem Text vor allem die kontrahierte Form <keyn> in den Versen 92, 304, 894, 1072, 1126, 1188, 1189, 1337, daneben aber auch *gegin* in den Versen 748, 782, 787, einmal *gegen* in V. 1076 sowie ein kontaminiertes *Keygen* in V. 1147. Die folgenden Belege weisen die Kontraktion von *-age-* auf, wobei die meisten Wörter auch in nicht kontrahierter Form im Text vorkommen, in V. 54 <Mir sayte bruder pilgerim> (<mhd. *sagete*), in den Versen 139 f. <Der mir dit mere hat gefait / daʒ dy hochʒcit waz betait> (<mhd. *gesaget*, *betaget*), in V. 158 <Dye fuʒe mait marie> (<mhd. *maget*), in V. 243 <Vn<sup>-</sup> clayte sin armut> (<mhd. *klagete*), in den Versen 660 f. <Ir hat mir ʒcwene schu vor fait / Vn<sup>-</sup> fit der rede gar vor ʒcait> (<mhd. *versaget*, *verzaget*), in den Versen 390 f. <Dy felden dinen vnvorʒcait / Der hochgelobetē reynē mait> (<mhd. *un verzaget*, *maget*), in den Versen 408 f. <Sint du vrouwe mir haft vor fait / Daʒ ich dir dicke habe geclait> (<mhd. *versaget*, *geklaget*), in den Versen 1039 f. <Sie hat mir dan noch mer gefait / Daʒ mir fere wol behait> (<mhd. *gesaget*, *behaget*), in den Versen 1096 f. <Daʒ ich dich hute han geslain / Daʒ wil ich im<sup>-</sup>er gote clayn> (<mhd. *geslagen*, *klagen*), in V. 1311 <Do man dy scrarfe nayle slug> (<mhd. *nagele*). Daneben stehen – allerdings weniger häufig – Schreibungen mit <g>, z. B. in den Versen 744 f. <Vn<sup>-</sup> hat mir ʒcwene schu vor faget . / Ir fit an mildekeit gar vor ʒcaget> (<mhd. *versaget*, *verzaget*). Neben der kontrahierten Form <maît> findet sich auch <magit>, z. B. in dem bereits zitierten Vers 603 oder in V. 545 <Nie magit noch wib wart ir genoz>. Dem mhd. Plural *megede* entspricht folgerichtig, da es sich hier um die Lautfolge *-ege-* handelt, in Vers 879 die Schreibung <ey>: <Dy vrie rofe fundir dorn / Vor allen meyden vʒ ir korn>.

Abschließend möchten wir feststellen: Unser Beitrag ist nicht als eine Kritik an der Textausgabe von Karl Bartsch aufzufassen, die wir selbstverständlich als nützlich und für bestimmte Zwecke durchaus brauchbar betrachten. Uns lieferte sie lediglich den geeigneten Hintergrund, vor dem sich die grafischen Gepflogenheiten unseres Schreibers verhältnismäßig klar und deutlich aufzeigen lassen. Seine Orthographie – wenn für dieses



sehr komplizierte und scheinbar verworrene Gefüge von Regeln eine solche Bezeichnung überhaupt angemessen ist – gewährt in die lautliche Gestalt der Sprache doch gewisse Einblicke, die im normalisierten Text letztlich verloren gehen. Wir hoffen, dass unser Beitrag dies gezeigt hat.

### Literaturverzeichnis:

- BARTSCH, Karl (1860): *Mitteldeutsche Gedichte*. Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1860 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 53); Editions *RODOLPI*. Amsterdam, 1969.
- BEHR, Hans-Joachim (1989): Literatur als Machtlegitimation. Studien zur Funktion der deutschsprachigen Dichtung am böhmischen Königshof im 13. Jahrhundert. In: BUMKE, Joachim/CRAMER, Thomas/ GRUBMÜLLER, Klaus/KAISER, Gert und WENZEL, Horst (Hrsg.): *Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur*. Bd. 9. München.
- DE BOOR, Helmut (1973): *Geschichte der deutschen Literatur*. Bd. III.1: Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. Zerfall und Neubeginn. 1250-1350. München.
- EHRISMANN, Gustav (1935): *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*. Bd. II, 2. Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. Schlussband. München.
- GRIMM, Jacob (1851): Über den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus. In: HAUPT, Moriz (Hrsg.): *Zeitschrift für deutsches Altertum*. Bd. 8, Leipzig, S. 544-549.
- LEXER, Matthias (1964): *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*. 31. Auflage. Leipzig.
- PAUL, Hermann/WIEHL, Peter/GROSSE, Siegfried (1989): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 23. Auflage. Tübingen.
- PFEIFFER, Franz (1862): Mitteldeutsch. In: PFEIFFER, Franz (Hrsg.): *Germania*. Vierteljahresschrift für deutsche Altertumskunde. 7. Jahrgang. Wien, S. 226-230.
- SCHMIDT, Wilhelm (2007): *Geschichte der deutschen Sprache*. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. 10., verbesserte und erweiterte Auflage, erarbeitet unter der Leitung von Helmut Lange und Norbert Richard Wolf. Stuttgart.
- SCHRÖDER, Edward (1930): Heinrich Clûzenêre. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*. Bd. 67, S. 152 ff.
- ZEMAN, Jaromír (2002): Die Marienlegende des Heinrich Clûzenêre. In: *Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. Bd. XVI, S. 11-32.

### Résumé

Grafické reflexy středohornoněmeckého hláskového vývoje v Pommersfeldenském rukopisu mariánské legendy Heinricha Clûzenêre

Cílem tohoto článku je ukázat, že je nutné při jazykovém rozboru středověkého německého textu, chceme-li se alespoň přiblížit jeho zvukové podobě, vždy vycházet přímo z rukopisu. Normalizovaná edice totiž často stírá fonetické zvláštnosti a namnoze tím dokonce ztěžuje i porozumění. Z analýzy našeho textu např. jasně vyplývají rozdíly ve fonetické realizaci dvojhlásek *ai/ay* a *ei/ey* vzniklých kontrakcí *-age-* a *-ege-*, které K.

Bartsch ve své edici přepisuje jako *ei*, a tím zvyšuje počet homografických slov. Naproti tomu rozlišování *s* (germánské *s*) a *z(z)* (germánské *t*) a restaurace počátečního *s* ve skupině *sw-* nemá v jazyce rukopisu žádnou oporu a archaizuje tak nežádoucím způsobem jazykovou podobu celého textu.

### Summary

Graphic Reflections of Middle High German Phonetic Development in the Pommersfelden Manuscript of the Marian Legend by Heinrich Clûzenêre

The present article suggests that any analysis of mediaeval German texts taking the phonetic form of language into consideration has to be based directly on the original manuscript. Standardized editions often obliterate phonetic variation, thus hindering comprehension. For example, the present analysis clearly indicates the difference in the phonetic realizations of the diphthongs *ai/ay* and *ei/ey*, which developed from *-age-* and *-ege-* by contraction; these diphthongs are both transcribed in K. Bartsch's edition as *ei*, which increases the number of homographs. By contrast, Bartsch distinguishes *s* (Germanic *s*) a *z(z)* (Germanic *t*) and restores the initial *s* in cluster *sw-*, which has no support in the original manuscript and which makes the language of the whole text unduly archaic.